

»It's your turn«

Von den Moden der Wissenschaft

von *Tilman Allert*



Hat in den Universitäten wirklich die Avantgarde das Sagen? Oder prämiert die »community of scientists« eher die Treue zu bekannten Denkmustern? Der Soziologe Tilman Allert schildert – nicht ohne Vergnügen und Ironie – die verschlungenen Wege der Erkenntnisbildung.



Von Moden sind wir umgeben, in Moden bewegen wir uns. »Sagenhaft«, rief in den 1950er Jahren, wer aus dem Staunen nicht herauskam, und das Sensationelle, das überraschend Wider- oder Erfahrene in Worte zu fassen suchte. »Irre«, »krass«, »abgefahren«, so lautet die semantische Formel der Gegenwart für vergleichbare Exklamationen. Ein anderes Beispiel: Zurzeit ist alle Welt »gut aufgestellt«, Unternehmen, Universitäten, Fußball-Mannschaften selbstredend, aber auch Nationen vor irgendeinem Gipfel, Regierungschefs vor einem Gipselfoto oder Paare vor der Eheschließung. Kurzum, unsere Sprache, mit Martin Heidegger gesagt, das »Haus des Seins«, Resonanzraum der Wirklichkeitserfahrung, ist modenabhängig – nicht weiter schlimm, damit lässt sich leben, bringt es doch Schwung in das Verhältnis der Generationen. Abgesehen davon hält es ja auch jung, wenn man irgendwann nichts mehr versteht. Mode ist nicht nur erfinderisch, sie macht erfinderisch.

Die Wissenschaft hingegen, so wähnen wir, ist von dergleichen weit entfernt – oder etwa nicht? Es gibt ja wohl nichts Unverträglicheres als Erkenntnisbildung und Mode! Ist nicht das Fluide des Modischen der ärgste Feind von Validität und Reliabilität, den methodologischen Zwillingen, die die Seminare der Universitäten bevölkern, gekleidet im farblosen Kittel solider akademischer Arbeit in Labor und Bibliothek? Da kann kommen, wer will; denn in den heiligen Hallen der Wissenschaft widersetzt sich das Paradigma dem Wirbel begrifflichen Kostümtauschs – eine Binsenweisheit, die der Wissenschaftsforscher Thomas Kuhn auf den Punkt gebracht hat. Ausdruckskräftig und konferenzfähig sind diejenigen, die im bewährten konzeptuellen Selbstverständnis daherkommen, paradigmatisch im Mainstream. An Universitäten haben Modemuffel und nicht Exzentriker

das Sagen. Die graue Maus und nicht der Papagei ist das Wappentier der Wissenschaft.

Das Modische in der Wissenschaft – Im Spagat zwischen Gewissheit und Zweifel

Überzeugend ist das allerdings nur auf den ersten Blick. Wer genauer hinschaut, erlebt sein blaues Wunder. Die Wissenschaft ist nämlich vergleichbar modenabhängig, ja mehr noch: Sie ist geradezu auf eine der Mode vergleichbare Destruktivität angewiesen, eine geradezu quirlige Destruktivität, die wir seit dem Erkenntnistheoretiker Karl Popper den Falsifikationismus nennen. Die »community of scientists« prämiert Paradigmentreue, gewiss; aber im Kern ist sie eine Widerlegungsgemeinschaft und gerät damit, oft ohne eigenes Zutun und zuweilen sogar, ohne das überhaupt zu bemerken, in die Nähe des Modischen. Wie das? Erkenntnisbildung ist bekanntlich innovationsverpflichtet; aber Innovation, so der nimmermüde Niklas Luhmann, entsteht paradoxerweise unter der Bedingung der Blindheit. Die Neugier, das Herzensanliegen allerer, die sich von den Brüsten der »Alma Mater« ernähren lassen, schreibt zwar Fügsamkeit gegenüber paradigmatisch Bewährtem vor, fordert aber kognitiv zugleich den Zweifel. Damit nun dieser Spagat zwischen Gewissheit und Zweifel auch anspruchsvoll genug und vielversprechend artikuliert werden kann, spricht man von »turns«. So klingt das Modische in der Wissenschaft.

Beispiele gibt es genug. Die Bescheidenheit gebietet es, auf die eigene Disziplin der Soziologie, die ja eine vergleichsweise juvenile Veranstaltung der Wirklichkeitserschließung darstellt, exemplarisch zurückzugreifen. Hier wimmelt es von »turns«. An den »linguistic turn« kann sich kaum noch jemand erinnern. Handeln, um das es in der Soziologie geht, erfolgt im Sprechen. Normativität, Regelsetzung, wie kommt das





zustande? Durchs Sprechen, »how to do things with words«, rief ein Nachbar aus der Philosophie, ein weiterer, Ludwig Wittgenstein mit Namen, mahnte früh, im Sprechen käme eine Lebensform zum Ausdruck. Der »linguistic turn« hat es zum Klassiker geschafft, für viele sogar bis zur Paradigmennähe. Etliche haben sich dem angeschlossen. In geraumem Abstand entstand der »spatial turn«, demzufolge alles Handeln im Hinblick auf seine Raumabhängigkeit thematisiert wird. Wer handelt, steht irgendwo herum, schläft auf dem Land oder in Städten, liegt und isst in Räumlichkeiten, am Tisch oder während der S-Bahn-Fahrt. Tausende Forschungsprojekte zog wiederum der »body turn« nach sich. Irgendjemand war auf die Idee gekommen, dass Menschen auch Körper haben. Dem »body turn« folgten weitere, der »visual turn« sei als der derzeit prominenteste im Taumel der Kehren angeführt, wenngleich der »animal turn«, wie man hört, schon die Zeitschriften zu füllen beginnt.

Spuren der »Erkenntniskehre«

Geht man der Frage nach, wie es zur Mode, zu den »turns« der Wissenschaft, die zum mönchischen Schwarz der paradigmatisch erhabenen Abstraktion gar nicht passen wollen, kommt, stößt man auf vier Dinge: eingebaute Destruktivität im Erkenntnisvorgang, Begabung, generationaler Wandel und Verfeinerung der Werkzeuge.

Eingebaute Destruktivität: Die wohl wichtigste Antriebsquelle des wissenschaftlichen Arbeitens ist die Widerlegung. Sie ist kognitiv zwingend, affektiv irritiert sie die Eitelkeit der Entdecker, sorgt hingegen für den Schwung, von dem hier die Rede ist.

Begabung: Meist geht die Sache faustisch los. Irgendjemand glaubt gefunden zu haben, was die Welt im Innersten zusammenhält, zweifelt an allem, was bisher gedacht wurde, schreibt Bücher über Bücher und hinterlässt auf den Fluren des forschenden Kollegiums, vom Raunen begleitet (hat der/die keine Kinder, muss der/die nicht auch mal zum Elternabend oder mal einen Drachen steigen lassen?), Spuren der Erkenntniskehre. Sie beflügeln den Mut, sich mit dem Paradigma anzulegen oder doch zumindest einen »turn« zu initiieren.

Generationaler Wandel: Kaum promoviert, als »high potential« schon früh eingestuft, bringt es die jüngere Generation zum Aufstieg in die schöne Welt der Professuren, und ein solcher Sprung ist mit Bewährungszwang verknüpft. So entstehen Ansätze oder eben »turns« kraft Konstellation, nicht zwingend kraft Begabung oder auch nicht zwingend kraft Motiv.

Verfeinerung der Instrumente: Galilei war bekanntlich ganz aus dem Häuschen, als er sich vor frisch entwickelten Fernrohren das Sterngewusel endlich näher ranholen konnte. Ähnlich glücksbringend ermöglicht zum Beispiel den Sozialwissenschaften das Tonbandgerät den längst fälligen Abschied vom »Häufig-Selten-Nie« des nicht sehr ergiebigen Fragebogens. Ganz prominent und mit erheblichen Folgen für die Erkenntnislust ist die Entwicklung der bildgebenden Verfahren, die sogar den Neurowissenschaften mit einem Schlag zur Meisterschaft im Wettkampf der »turns« verholfen hat. Denn von den »turns« ganz benommen, so stellt sich seit geraumer Zeit der Zustand dieser Disziplin dar, wenn sie uns die ganze Welt erklären will und im Schwindel ihrer selbst erzeugten »turns« mittlerweile bei der Neuro-Philosophie angelangt ist.

In den Charts ganz oben – mit »Inklusion« zur öffentlichen Aufmerksamkeit

Man sieht: Anderen Wissenschaften geht es nicht anders. Selbst die ewig um Anerkennung ringende Erziehungswissenschaft, die mit dem »Präfix«-Wechsel von »Erziehung« zur »Bildung« erst jüngst und nationwide mit schicken Seriositätskorsagen ausgestattet wurde, steht derzeit in den Charts ganz oben und kann sich mit »Inklusion« wenigstens über mangelnde öffentliche Aufmerksamkeit nicht beklagen. Wenn abschließend – für manche überraschend – das Plädoyer fürs unvermeidbar Modische aus der Feder eines der großen Paradigmenträger, Max Weber, Geburtstagskind des Jahres 2014, erinnert sei: »Es gibt Wissenschaften, denen ewige Jugendlichkeit beschieden ist, und das sind alle historischen Disziplinen, alle die, denen der ewig fortschreitende Fluß der Kultur stets neue Problemstellungen zuführt. Bei ihnen liegt die Vergänglichkeit aller, aber zugleich die

Literatur

- Allert, Tilman (2013), »Mit der Zeit gegen die Zeit«, Jil Sander zum siebzigsten Geburtstag, Frankfurter Allgemeine Magazin »Mode«.
- Kuhn, Thomas S. (2003), Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Popper, Karl R. (1997), Ausgewählte Texte zu Erkenntnistheorie, Philosophie der Naturwissenschaften, Metaphysik, Sozialphilosophie, hrsg. von David Miller, Tübingen, Mohr Siebeck.
- Luhmann, Niklas (1998), Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Weber, Max (1988), Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann, Tübingen, Mohr Siebeck.

Unvermeidlichkeit immer neuer idealtypischer Konstruktionen im Wesen der Aufgabe« (Weber, S. 206), so mag manchem aus den Laboren der Naturwissenschaft durch den Kopf schießen: »Da haben wir's. So sind sie, die Sozialwissenschaften. Typisch für die, die an den Objektivationen des Geistes arbeiten – für uns, die wir es mit der Natur zu tun haben, wird das Gedöns der ›turns‹ oder gar ein solcher Blankoscheck für Modische vehement zurückzuweisen sein.« Aber gerade die derzeitige Prominenz der erwähnten Neuros mahnt zur Vorsicht, wenn da jemand meint, je näher an der sogenannten Natur des Menschen, desto moderesistenter seien die Konzepte.



Von der produktiv-knisternden Atmosphäre, die sich Humboldt einst erträumt hatte

Was nun? Sollen wir im Angesicht der hier nur aufgedeckten Moden-Abhängigkeit der Wissenschaften verzweifeln und unseren Krempel hinschmeißen? Gemach. Sokrates, der lange bevor die Chose mit der Wissenschaft so richtig Fahrt aufnahm und im Wunderland Europa von Bologna bis Heidelberg mit den schicksten Haltebahnhöfen ausgestattet wurde, Sokrates, der gewusst hat, dass, wer was weiß, eigentlich gar nichts weiß, hat sich nicht umgebracht, er wurde umgebracht! Nichts zu wissen, steht nicht nur am Anfang unseres Tuns, die Imperfektion begleitet die, die Wissenschaft betreiben und adelt sie sogar gegenüber jenen, die da glauben, irgendetwas Gesichertes behaupten zu können. Abgesehen davon wollen wir die Sache mit der Vergleichbarkeit von Mode und Wissenschaft auch nicht übertreiben. »turns« sind schließlich nicht jahreszeitenabhängig. Von Sommer- oder Winterturns war bislang noch nicht die Rede. Aber sehr wohl lassen sich für die Ernüchterten ein paar *lessons to be learnt* formulieren:

Für das Kollegialverhältnis untereinander: Lasst viele Paradigmen sprießen! Wenn auch die Wissenschaft sich vor dem Modischen nicht schützen kann, ja, wenn sie sogar in der Buntheit ihrer Klamotten, sprich in der Paradigmen-Vielfalt nicht aus Scham im Boden versinken muss, sondern diese Buntheit als Kostümierung des für ihre Arbeit lebensnotwendigen Streitens zwischen Prêt-à-porter und Klassik, Konfektion und Avantgarde, versteht, dann mag sich auf dem Catwalk der Disziplinen die produktiv-knisternde Atmosphäre einstellen, die sich der alte Humboldt einst erträumt hatte.

Für das Verhältnis zur Öffentlichkeit: Das Maul nicht so voll nehmen, um den Tanz der Wissensgesellschaft um das goldene Kalb »Erkenntnis« nicht unnötig anzutrommeln. Was Fluggesellschaften zugemutet wird, stünde auch der Wissenschaft gut an: Öfter mal eine Lärmpause einlegen!

Und für die Lehre: Es gibt ein Erkennen vor dem »turn«. Wie wäre es, wenn man sich zukünftig mehr auf das Wie als auf das Was konzentrieren würde? Wie macht man sich blind, um sehen zu können? Das ist die Frage, die vor allem Herumexperimentieren der Didaktik zu stellen ist. Nicht der »turn« und die schicke Semantik, die binnen Kurzem den Kopf verdreht, sondern die Fragestellung, die dem »turn« zugrunde liegt, ist entscheidend. Den Stand des Denkens vor dem »turn« sichtbar zu machen, die zukünftigen Wissenschaftler vom Anfang her zu schulen und nicht vom letzten Schrei, das wäre die Aufgabe für die Lehrenden.

Und wer im Ensemble dieser Empfehlungen besonders gut aufgestellt sein möchte, dem sei die Maxime der Jil Sander, der Grand Dame der Zurückhaltung, des ästhetischen Minimalismus in der Mode, ans Herz gelegt: »Mit der Zeit gegen die Zeit«, darin läge das Geheimnis akademischer Exzellenz, der gelassene Umgang mit »turns« und Paradigmen. ●



Der Autor

Prof. Dr. Tilman Allert, 67, hat seit zwei Jahren eine Seniorprofessur an der Goethe-Universität, außerdem ist er Dozent an den Staatsuniversitäten Tiflis (Georgien) und Yerevan (Armenien). Zu seinen Forschungsgebieten zählen die Soziologie elementarer Formen sozialen Lebens, Familien- und Professionssoziologie. Allert, der seit 2000 an der Goethe-Universität lehrt und forscht, ist vielen Frankfurtern durch seine erfolgreiche Vortragsreihe »Wie wir wurden, wer wir sind – Deutsche Biographien« im Rahmen der Bürger-Universität bekannt. Neben einer Vielzahl von Essays unter anderem in der Frankfurter Allgemeinen zählen zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen: *Der deutsche Gruß. Geschichte einer unheilvollen Geste*, Frankfurt, 2005, sowie *Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform*, Berlin/New York, 1998.

tilman.allert@t-online.de